

festival zeitung

tt
08

Das Blatt zum Theatertreffen 2008 // Ausgabe 1 // Freitag 2. Mai 2008

Eine Kooperation der Berliner Festspiele und der Berliner Zeitung // www.festivalzeitung.de



Kathrin Osterberg als Georgiana Wagner-Rubin
Foto: Claire Laude Schulte-Heuthaus

Berliner Zeitung



Heinz Dürr
Heinz und Heide Dürr Stiftung

Im Theater wird Kunst reales Leben. Darüber auch kritisch zu berichten, ist Aufgabe der Theaterkritiker. Die Festivalzeitung will Interesse für den Kulturjournalismus wecken und neue, auch internationale Talente aus diesem Bereich fördern. Talente zu fördern, ist ebenfalls Ziel der Heinz und Heide Dürr Stiftung. Unser Fokus im kulturellen Bereich liegt auf der Unterstützung junger Autoren, die neue Stücke für das Theater schreiben. Riskante Stücke, die aufgrund der Endlichkeit der Mittel nicht gespielt werden könnten. Stücke, die auch böse sein können, die Gesellschaft erregen und wiederum die Kritiker auf den Plan rufen. Das Theatertreffen bietet mit dem Stückemarkt, dem Internationalen Forum und der Festivalzeitung eine Plattform für diesen Rückkoppelungsprozess. Deshalb fördert unsere Stiftung diese Festivalzeitung. Wie in einem Theaterstück wird im Feuilleton die Gesellschaft unter die Lupe genommen. Im Theater stehen Menschen auf der Bühne und versuchen mit dem Leben fertig zu werden. Wir, die Zuschauer, leben, leiden und freuen uns mit

den Schauspielern. Das belebt die Kommunikation unter den Besuchern, die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, mit ihren Zwängen und Auswegen. In einer Zeit, in der viel diskutiert wird, wohin die gesellschaftliche Entwicklung geht, ob die Auswüchse im Kapitalismus nicht korrigiert werden müssen, ist das Theater gefragt. Es soll die Auseinandersetzung aufgreifen und beleuchten, was mit den Menschen passiert, die in das doch gar nicht so schlecht funktionierende Wirtschaftssystem kein Vertrauen mehr haben. Die Kritiker werfen einen professionellen Blick auf das, was auf der Bühne passiert. Es ist eine vieler möglichen subjektiven Perspektiven auf eine Inszenierung und die Protagonisten des Theaters. Und diese Perspektive wird in dieser Ausgabe erstmals um einen internationalen Blickwinkel junger Schreiber aus Chile, Ungarn und Russland erweitert. Theaterkritik provoziert auch oft Kritik an der Kritik. Darauf bin ich gespannt.

Heinz Dürr, Heinz und Heide Dürr Stiftung

Nach Berlin

Mit welchen Erwartungen die Redaktion der Festivalzeitung zum Theatertreffen gekommen ist

„Nach Berlin“ klang für mich früher so verheißungsvoll wie für Tschechows Schwestern „nach Moskau“. Sehnsüchtige Studenten machten sich – anders als dort – tatsächlich in Scharen auf den Weg in die Hauptstadt, um im Theater und auf Partys ihren Durst zu stillen. Jetzt lebe ich in Berlin, die Stadt hat ein wenig von ihrem Glanz eingebüßt und erinnert mich inzwischen auch an schlechtes Wetter und schlampige Briefträger. (Mounia Meiborg)

Nach Berlin kommt für mich die Rückreise nach Santiago de Chile und das Wiedersehen mit unserer lokalen Theaterszene, einem ganz anderen Kontext für Bühne und Dramaturgie, wenn man es mit Deutschland vergleicht. Bei uns sind solche Mega-Inszenierungen wie die zehn „bemerkenswertesten“ des Theatertreffens ein kompletter Ausnahmezustand. „Bemerkenswert“ sind da viel mehr unsere Regisseure, Schauspieler und Bühnenbildner, die ihrer Berufung unter weniger privilegierten Umständen nachgehen, aber dafür mit um so größerer Begeisterung. (Ilona Goyeneche)

Berlin ist zugleich eine richtige Weltstadt und ein großes Dorf. Kulturell aufwühlend mit einem unübersichtlich riesigen Angebot an Filmen, Theaterstücken und sonstigen Veranstaltungen. Ruhig dagegen im Alltag mit plaudernden, Kaffee trinkenden und lesenden Menschen am Sonntagnachmittag auf den Bänken vor ihren Häusern. In Budapest ist es umgekehrt: gährende Langeweile und Müdigkeit im Kino und im Theater – aufrührende Spannung und Erregung auf den Straßen und Plätzen. Neben der Hundescheiße. (Krisztián Faluhelyi)

In Leipzig sucht man so eine Institution wie das Theatertreffen vergebens. Dabei gibt es doch schon eine so gute In-

frastruktur für Filmfestivals. Wie wäre es doch schön, wenn man auch in Leipzig verschiedene Stücke aus anderen Städten sehen könnte. In Berlin ist die Tradition des Theatertreffens schon sehr lange etabliert. Grund genug, nach Berlin zu fahren. (Herwig Lewy)

In Berlin kann ich weltenbummeln, zeitreisen und in Kultur baden. Weil die Stadt tausend und eine Sprache spricht. Immer wieder auch Russisch. Berlin löffelt Borschtsch und tobt durch die Russendisko. Deshalb entdecke ich an der Spree auch immer wieder ein Stück Moskau. Selbst im Programm des Theatertreffens, der lokalen Spezialität, auf die ich mich am meisten freue. (Carmen Eller)

Natürlich habe ich keinen Platz reserviert, mittwochs, um halb zehn. Dabei hätte ich es mir doch denken können: Alle wollen nach Berlin, egal ob Fußballfan oder Theaterliebhaber oder beides. Ich treffe sogar Bekannte im Zug, die wollen auch in die Hauptstadt. Klar, wohin sonst? Bielefeld? Hannover? Wer nach Berlin fährt, erntet neidvolle Blicke. Immer. Dabei gibt es doch kaum noch Jobs für die vielen Theaterwissenschaftler aus Bochum. (Sarah Heppekausen)

Als erstes fällt mir meine persönliche Geschichte ein: Vor zehn Jahren bin ich aus Frankreich „nach Berlin“ gegangen, und „nach Berlin“ ist nichts anderes gekommen. Ich bin hier geblieben. „Nach Berlin“ kommen jetzt verschiedene Menschen aus verschiedenen Disziplinen und verschiedener Herkunft – während des Theatertreffens allein wegen des Theaters. Ich freue mich auf diesen Austausch und auf die Erinnerungen, die uns nach dem Festival noch zusammenhalten werden. (Claire Laude Schulte-Heuthaus)

Mut zur Meinung

Wie sich Jurymitglieder den eigenen Blick bewahren. Ein Interview mit Eva Behrendt und Jürgen Berger.

Seiten 4/5

Komm und bete

Wo Zuschauer zu Pilgern werden – über „Die Erscheinungen der Martha Rubin“ von SIGNA.

Seite 6

Gefühlte Wirklichkeit

Was Lessings Welt mit der unseren verbindet. Ein Essay.

Seite 7



Gekommen um zu schreiben. Unten v. l.: Sarah Heppekausen, Carmen Eller, Mounia Meiborg, Herwig Lewy. Oben: Krisztián Faluhelyi, Ilona Goyeneche, Claire Laude Schulte-Heuthaus. Foto: Claire Laude Schulte-Heuthaus

Tragödin von nebenan

Die Schauspielerin Constanze Becker ist mit dem Deutschen Theater Berlin gleich zweifach zum Theatertreffen eingeladen / Von Mounia Meiborg

Jelena Andrejewna ist barfuß. In einem rot-schwarzen Sommerkleid schlendert sie träge vom rechten zum linken Bühnenrand. Den Kopf an die erdfarbene Wand gelehnt, streckt sie die Füße von sich. Dann winkelt sie ein Bein an, sodass der Stoff ihres knielangen Kleides hochrutscht und ein Stück Oberschenkel freigibt. Mehr braucht Constanze Becker nicht zu tun. Es genügt, um Jelena Andrejewna zwei Männern den Kopf verdrehen zu lassen und damit einen ganzen Gutshof durcheinander zu bringen.

Frau John läuft gebückt an die Bühnenrampe. Ihre Schultern hängen schlaff nach unten, die blutverschmierten Hände zeigen nach vorne. Gerade hat sie ein Dienstmädchen von einem Kind entbunden und ihr Geld gegeben, um es ihr abzu kaufen und es als ihr eigenes auszugeben. Da beginnen die Mundwinkel in ihrem ernstesten Gesicht zu zucken. Constanze Becker lächelt. Ihre Frau John ist eine Besessene, die man bemitleiden und fürchten muss.

Jelena Andrejewna in Tschechows „Onkel Wanja“ und Frau Maurerpolier John in Hauptmanns „Die Ratten“ sind zwei Frauen, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten. Beim diesjährigen Theatertreffen sind es auch zwei Inszenierungen des Deutschen Theaters, die exemplarisch stehen für die grundverschiedenen Handschriften ihrer Regisseure. Constanze Becker lässt sich auf Michael Thalheimers konzeptionell abgestecktes Terrain ebenso ein wie auf Jürgen Goschs Reise ins Ungewisse und verkörpert die vom wahnhaften Kinderwunsch angetriebene Berliner Putzfrau genauso eindrücklich wie die antriebslose russische Lady mit Luxusproblemen.

Seit knapp zwei Jahren ist Constanze Becker am Deutschen Theater in Berlin engagiert. Die Spielzeit war arbeitsintensiv für sie, und nach drei Tagen Fernsehaufzeichnung der „Rat-

macht – ein Einfall, der von ihr selbst stammt und zu ihrer burschikosen, ungeschminkten Art gut passt.

Es ist Beckers drittes Engagement, nach zweieinhalb Jahren am Schauspiel Leipzig und drei Jahren am Düsseldorfer Schauspielhaus. In Erinnerung geblieben ist sie auch aus Andres Veiels Film „Die Spielwütigen“, der die 1978 bei Lübeck geborene Schauspielerin in ihren Anfängen zeigt: wie sie als 19-Jährige im elterlichen Fachwerkhaus sitzt und erklärt, dass sie zum Theater will. Unbedingt. „Ich glaube, man muss schon ein bisschen verrückt sein, um das zu wollen“, sagt sie, und ihr ernstes Gesicht mit den dunklen Augenbrauen sieht einen dabei durch die Kamera hindurch direkt an. Nach bestandener Aufnahmeprüfung an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ in Berlin, als die anderen noch im Freudentaumel sind, meint sie nachdenklich: „Eigentlich war das jetzt fast schon zu leicht.“

Constanze Becker kennt das Gefühl, dass ihr alles zufällt – das gleiche Gefühl, das die Figur Jelena lähmt. In dem leeren, nach vorne geöffneten Kasten, den Johannes Schütz als Spielfläche für „Onkel Wanja“ entworfen hat, bewegt sich Jelena auf dem Familiengut ihres Gatten wie in einem goldenen Käfig. Sie ist gebildet und schön, und ihr fehlt es an nichts außer an Leidenschaft. Constanze Becker gibt eine weniger mondäne als nachlässige Jelena, sie hat sich noch nicht einmal die Mühe gemacht, Schuhe anzuziehen. Im Takt ihrer selbstvergessen wiegenden Bewegungen spielt die Gitarre den russischen Blues – nie war Langeweile lasziver.

Warum Jelena ihr Leben wegwirft und einem exzentrischen, greisen Professor die Treue hält, dazu hat Constanze Becker nur eine Vermutung: „Die brennt für nix. Furchtbar ist das.“ Ganz anders sie selbst. Sie brennt für etwas, und dieses Etwas ist das Theater. Im Gespräch wird ihre Stimme höher, wenn

man ihr die richtigen Fragen zu ihrer Arbeit stellt, dann spannt sie den Rücken an und rutscht nach vorne auf die Stuhlkante. Was ihr an antiken Stücken gefällt? „Antike Tragödie ist immer so ein Gewaltakt. Und ich glaube, das mag ich“, sagt sie. „In den Konflikten steckt so wenig Psychologie. Menschen und Götter – das macht mir Spaß.“ Sie lächelt. Die brachiale Gewalt in diesen Texten scheint ihren Spieltrieb herauszufordern. Auf ihre beachtliche Karriere schaut sie dagegen eher gelassen. „Ich bleibe jetzt erstmal noch die Interims-spielzeit am Deutschen Theater und dann schauen wir mal“, sagt sie in der schnellen, unpathetischen Sprechweise, die ihr eigen ist.

In ihrer dritten Produktion der laufenden Spielzeit, „Pornographie“ unter der

Regie von Christoph Mehler, verkörpert Constanze Becker eine unbeholfene Uniabsolventin auf Jobsuche. Mit der schwarzen Intellektuellenbrille, die sie sich viel zu oft auf dem Nasenrücken zurecht schiebt, den hochgezogenen Schultern und den langen Ponyfransen, durch die sie beharrlich auf den Boden starrt, wirkt sie so verklemmt, dass man sie am liebsten schütteln würde.

Constanze Becker scheut sich nicht vor Deutlichkeit und ist zu pragmatisch, um eitel zu sein. Ohne ihren eigenen Charakter zu verleugnen, stellt sie sich ganz in den Dienst der Figuren: Ein Kraftwerk, eine Walze oder ein Trampel, wenn es sein muss, dann wieder ganz schwebend und innerlich in Momenten des Nichtstuns, Tragödin und doch wie von nebenan.

Mounia Meiborg, geboren 1984 in Frankreich, studiert Kulturwissenschaften mit den Fächern Theater, Musik und Literatur in Hildesheim. Sie lebt seit 2006 in Berlin und schreibt unter anderem für die Berliner Zeitung und für www.lit08.de.



Zu pragmatisch, um eitel zu sein: Constanze Becker in ihrer Garderobe.

Foto: Claire Laude Schulte-Heuthaus

ten“ sieht sie eine Woche vor der Eröffnung des Theatertreffens erschöpft aus. Zum Gespräch vor dem Bühneneingang kommt sie mit dem Fahrrad und holt sich in der Kantine schnell einen Kaffee. Sie ist groß, trägt Jeans, olivgrünes T-Shirt und eine speckige Lederjacke. Ihre tiefe, raue Stimme klingt heute, nach dreitägigem Einsatz und einer vorangegangenen Erkältung, heiser. Zugleich wirkt Constanze Becker zart. Das blasse, klassisch geschnittene Gesicht kontrastiert den Eindruck der Herbheit – eine Mischung, die auch ihren Bühnenfiguren anhaftet.

Vergangenes Jahr war sie beim Theatertreffen in Thalheimers „Orestie“ als kraftvolle Klytaimestra zu sehen, die sich vor dem großen Abschlachten erstmal eine Büchse Bier auf-

TERMINE

Onkel Wanja

von Anton Tschechow
Deutsches Theater Berlin
Regie Jürgen Gosch
Sa 03. + Mo 05. + Do 08. Mai
19 Uhr
Deutsches Theater Berlin
3h 30, eine Pause
Publikumsgespräch
Do 08. Mai 23 Uhr

Die Ratten

von Gerhart Hauptmann
Deutsches Theater Berlin
Regie Michael Thalheimer
Sa 10. bis Mo 12. Mai
19.30 Uhr
Deutsches Theater Berlin
1h 40, keine Pause
Publikumsgespräch
So 11. Mai 21.30 Uhr

Das universale Kriterium bin ich selbst

Was macht eine Inszenierung bemerkenswert? Die tt Jurymitglieder Eva Behrendt und Jürgen Berger erzählen von Geschmacksurteilen, dem inneren Archiv des Kritikers und Tränen im Theater. Die Fragen stellten Carmen Eller (Moskau), Iлона Goyeneche (Santiago de Chile) und Krisztián Faluhelyi (Budapest)

In Russland erliegen Kritiker häufig der Versuchung, in ihrem Urteil persönliche Sympathien und berufliche Interessen zu berücksichtigen. Wie viel Mut braucht ein Kritiker, um unabhängig zu sein?

Berger: Die Antwort liegt eigentlich schon in der Frage. Es braucht Mut zur eigenen Meinung. Man muss als Kritiker starke Vorlieben haben, diese transparent machen und vor allem auch diskutieren. Das gibt dem Leser die Möglichkeit, darüber nachzudenken. Unsere erste Verpflichtung besteht gegenüber unserem Medium und dem Leser. Wenn wir da eine private Vorliebe voranstellen würden, wären wir schnell weg aus unserem Job.

Behrendt: Wenn man Theaterleute näher kennt oder sogar mit ihnen befreundet ist, kann das die eigene Meinung durchaus beeinflussen. Dem versuche ich aus dem Weg zu gehen. Natürlich ist Kritik immer auch eine Anmaßung. Aber eine, die okay ist, wenn sie auf einer verständlichen Beschreibung beruht und das subjektive Urteil gut begründet ist.

Berger: Meine Argumentation muss nachvollziehbar sein. Wenn ich dem Leser nicht das Warum erkläre, habe ich als Kritiker versagt.



Eva Behrendt, geboren 1973, studierte Geschichte, Germanistik und Theaterwissenschaft in Mainz, Dijon und Berlin. Seit 1998 war sie unter anderem für die taz, Die Welt und den Tages-Anzeiger aktiv. Seit 2001 arbeitet sie als freie Redakteurin für Theater heute. Sie war Jurorin für das Festival Impulse und den Berliner Senat.

Behrendt: Es ist nicht so, dass ich vor zehn Jahren eine Liste mit fünf Kriterien hatte und heute fünf ganz andere darauf stehen. Letztlich stellt die einzelne Theaterarbeit die Regeln auf, innerhalb derer ich dann die individuellen Kriterien für die Inszenierung entwickle. Natürlich verändern sich aber im Laufe der Zeit die Fragen, die ich mir persönlich stelle und damit auch Interessen und Vorlieben in der Kunst.

Berger: Ich empfinde es so, dass der Diskussionszusammenhang oder der Kriterienkatalog wesentlich reichhaltiger geworden ist. Das hat natürlich auch mit Entwicklungen im Theater selbst zu tun. Ich glaube, jeder Kritiker geht von folgendem aus: Da ist ein Stück, das muss man gelesen und eine eigene Haltung dazu entwickelt haben, um beurteilen zu können, was der Regisseur daraus macht. Und dann hat man einen bestimmten Kriterienkatalog, der einem im Laufe der Zeit immer bewusster wird. Es gibt aber Dinge im Theater, etwa Realitätserkundungen mit Experten des Alltags, wo man als Theaterkritiker völlig neue Kriterien entwickeln muss. Im Prinzip fängt man immer wieder von vorne an.

Behrendt: Wichtig ist der Gedanke der Sehbiografie. Bestimmte Theaterleidenschaften sind prägend, für meine Ge-

Behrendt: Sowohl gelacht als auch fast geweint habe ich bei „Onkel Wanja“ von Gersch. Sehr gelacht auch bei Marthalers „Platzmangel“ mit „You can win if you want“ in der Endlosschleife.

Berger: Ich habe gerade sehr viel gelacht in „Hier und Jetzt“, einer Gosch-Inszenierung eines neuen Schimmelpfennig-Stücks, weil da derart phänomenale Figuren auf der Bühne herumstehen.

Und geweint?

Berger: Ich weine schon häufiger, aber ich offenbare mich jetzt nicht (lacht). Theater muss sowohl die Emotionen ansprechen als auch den Kopf. Gutes Theater macht immer beides.

Behrendt: Ich habe auch ganz nah am Wasser gebaut und weine im Kino eigentlich regelmäßig. Manchmal sogar schon bei den Trailern.

Berger (lacht): Tatsächlich?

Behrendt: Ja, es braucht nicht viel. Im Vergleich dazu weine ich im Theater sehr selten, was vermutlich damit zusammenhängt, dass der Blick im Theater gar nicht so herrlich manipuliert werden kann wie im Kino. Aber auch damit,

Berger: Da bin ich skeptisch. Wenn ich anfangen würde, mir zu überlegen, wie ich einen Satz schreibe, den sowohl der Gemüsehändler als auch der Germanistikprofessor versteht, fange ich an verrückt zu werden. Ich muss den Satz schreiben, der verständlich macht, was ich sagen will. In der Hoffnung, dass es möglichst viele verstehen.

Nun ist der Kritiker ja nicht nur mit verschiedenen Lesern, sondern auch mit unterschiedlichen Produktionsbedingungen konfrontiert. In die zehn Inszenierungen des Theaterfestivals ist sehr viel Geld geflossen, was zum Beispiel in Chile so nicht möglich wäre. Inwiefern profitieren große Häuser bei Veranstaltungen wie dem Theaterfestivals grundsätzlich mehr als kleine Spielstätten?

Berger: Bestimmte Schauspieler, die sehr gut sind, bekommen eine höhere Gage, die sich nur bestimmte Theater leisten können. Es gibt schon diesen Effekt, dass ich in kleineren Häusern denke: Wow, toll gemacht, aber schauspielerisch nicht so, wie man sich das vorstellen könnte. Wie wäre es erst, wenn dieser oder jener dabei wären? Da spielt Geld ganz offensichtlich eine Rolle. Trotzdem ist es eine Hintergrundfrage, unter welchen Produktionsbedingungen etwas



Jürgen Berger, geboren 1954, studierte Germanistik und Politologie in Heidelberg. Er arbeitet als freier Theater- und Literaturkritiker für die Süddeutsche Zeitung, die taz und Theater heute. Zurzeit ist er Juror des Else-Lasker-Schüler-Stückepreises.



Wo Kritiker auch mal schlafen dürfen. Thomas Bo Nilssons Welt der tausend abgewetzten Dinge. Ansichten von Ruby Town, dem Schauplatz der Nonstop-Performance-Installation von SIGNA in der Schöneberger Lokhalle. Fotos: Claire Laude Schulte-Heuthaus

Gibt es überhaupt universale Kriterien, was gutes Theater ausmacht?

Behrendt: Ich habe neulich überlegt, dass man die zur Abschreckung mal aufzählen müsste (Berger lacht). Da kam ich dann auf Originalität, Innovation, gesellschaftliche Relevanz, auch so was wie handwerkliche Qualität. Man merkt aber gleich: Das ist so allgemein und abstrakt, dass man jede Inszenierung darauf hin biegen kann. Trotzdem ist es interessant, über diese Frage nachzudenken, weil das auch immer eine Reflexion der eigenen Arbeit bedeutet.

Berger: Eigentlich müsste man sagen: Das universale Kriterium bin ich selbst. Ich meine das jetzt nicht in einem überheblichen Sinne. Das, was auf der Bühne passiert, muss ja mich überzeugen. Eva hat schon einige Kriterien genannt. Wenn wir einmal vom klassischen Fall ausgehen, dass wir es mit einem Theater zu tun haben, das sich mit dem Text auseinandersetzt, wäre ein erstes Kriterium, dass die Inszenierung diesem Text angemessen sein muss. Das gilt, glaube ich, überall auf der Welt.

Behrendt (lacht): Du bist ja ganz schön textfixiert.

Berger (lacht): Ja, wenn man diesen speziellen Fall nimmt. Ich bin aber insofern nicht textfixiert, weil mich auch Regisseure überzeugen, die sehr viel vom Text weglassen. Wenn ich absolut überzeugend finde, wie sie diesen Resttext verwenden, dann ist das für mich eine gelungene Sache.

Inwiefern haben sich Kriterien und Vorlieben im Laufe Ihres Kritikerdaseins verändert?

eneration oft die Berliner Volksbühne und bestimmte Vertreter der Gießener Schule. Außerdem wächst ständig das innere Archiv, deshalb hat man auch mehr Vergleichsmomente und kann Theater differenzierter betrachten. Wenn man anfängt, Kritiken zu schreiben, ist das aber auch toll. Man ist freier ...

Berger: Man befindet sich sozusagen in einem schönen Zustand der Unschuld (lacht). Im Laufe der Zeit wächst allerdings das Archiv der Selbstbiografie und auch die Gefahr, dass man gelegentlich etwas den Überblick verliert. Deswegen finde ich so etwas wie das Theaterfestivals ganz gut, weil man da immer wieder gefordert ist, neu zu ordnen.

Stehen Ihnen einige Arten von Theater näher als andere?

Behrendt: Klar, das ist das Moment des subjektiven Geschmacks, aber der kann sich verändern. Wenn man sich zum Beispiel für Dokumentartheater begeistert und glaubt, dass das jetzt das große Ding ist, dann versucht man sich und der Welt das so lange zu erklären, bis man anfängt, sich mit sich selbst zu langweilen.

Berger: Ich sage mir dann immer: Jetzt bleibe aber fair und fange nicht an, darauf einzuschlagen, nur weil du dir das selbst jetzt ganz häufig angesehen und es am Anfang richtig klasse gefunden hast. Das ist so eine Selbstverpflichtung.

Im russischen Theater ist es nicht verpönt, wenn sich Zuschauer oder Kritiker emotional stark auf ein Stück einlassen. Wann haben Sie das letzte Mal im Theater geweint oder von Herzen gelacht?

dass das deutschsprachige Theater oft eine ziemlich kopflastige Angelegenheit ist.

Berger: Wer mich gut kennt, sieht es natürlich schon an den leicht geröteten Augen, wenn was passiert ist im Theater. Wobei ich dann nie wie der russische Kollege noch im Foyer hemmungslos weinen würde (lacht).

Harald Jähner schreibt im Festivalprogramm: „Dem guten Theaterkritiker wünscht man Freunde, die sich im Theater schnell langweilen.“ Denken Sie auch so?

Berger: Da bin ich mir selbst der beste Freund. Ich weiß nicht, ob man den Laien als Freund braucht. Wenn etwas nicht gut gemacht ist, langweile ich mich selbst auch sofort. Behrendt: Aus der Jähner-Perspektive habe ich Glück: Mein Freund zum Beispiel hasst Theater. Das führt dazu, dass ich in Diskussionen mit ihm automatisch Partei fürs Theater ergreife. Wenn ich mit Leuten zusammen bin, die gerne ins Theater gehen oder beruflich damit zu tun haben, mäkele ich eher daran herum.

Berger: Meine Freundin geht ab und zu mit ins Theater. Oder auch Leute aus dem Bekanntenkreis. Das ist für mich immer sehr interessant, weil sie völlig andere Sichtweisen haben.

Ist es Ihr Anspruch, auch den Leser abzuholen, der sich aus Theater wenig macht?

Behrendt: Gerade wenn die Inszenierung mich wirklich anregt oder aufregt, habe ich den Ehrgeiz, davon so zu erzählen, dass es auch Leute interessiert, die sonst nicht ins Theater gehen.

entstanden ist. Das Entscheidende ist immer: Was sehe ich auf der Bühne? Es wäre unverschäm, wenn man etwa Inszenierungen aus Chile immer so einen Dritte-Welt-Faktor unterstellen würde.

Behrendt: Auch wenn es manchmal so aussieht, ernten die dicksten Bauern nicht immer die dicksten Kartoffeln. Ansätze für neue Theaterformen entstehen auch außerhalb der hoch subventionierten Ensemble-Bühnen, in der Freien Szene.

Die zehn ausgewählten Inszenierungen werden bei ausländischen Gastspielen oft automatisch als die wichtigsten deutschen Produktionen betrachtet. Woher nehmen Sie die Sicherheit, ein Urteil zu fällen, das in der restlichen Welt als Gütesiegel gilt?

Berger: Es würde niemand von uns die Hand dafür ins Feuer legen, dass die Auswahl auch für ein chilenisches oder russisches Publikum bemerkenswert ist. Viele Inszenierungen reisen ja auch. Da wird dann schlicht die Probe aufs Exempel gemacht.

Behrendt: Die Auswahl ist letztlich relativ, auch in Deutschland. Das merkt man ja auch daran, dass sie öffentlich und in der Theaterszene heftig diskutiert wird.

Berger: Ich glaube, es ist ein Selbstschutz, sich dieser Verantwortung der Auswahl gar nicht bewusst zu werden. Sonst würde ich wahrscheinlich schon zusammenbrechen, bevor ich den ICE besteige.

Martha, hilf!

**Von Plastikblumen und anderen Orakeln – die Künstlergruppe SIGNA inszeniert
192 irritierende Theaterstunden in der Lokhalle Schöneberg / Von Ilona Goyeneche**

Ilona Goyeneche, 1976 in Santiago de Chile geboren, studierte Journalistik und Kommunikationswissenschaften an der Universidad Católica. Bis 2008 war sie als Redakteurin bei El Mercurio Online tätig. Jetzt arbeitet sie für das Goethe-Institut Chile und als freie Journalistin.

Liebe Ruby-Town-Besucher. Herzlich willkommen in einer Phantasie. Für einige Stunden können Sie sich den Spaß erlauben, in einer ganz fremden, ja sogar zeitlosen Welt zu leben. Plötzlich wird es nichts mehr geben, was Sie an heute, hier und Ihre eigene Wirklichkeit erinnert. Und doch, liebe Ruby-Town-Besucher, gehen Sie mit dieser scheinbaren Phantasie vorsichtig um! Während Sie das Spiel jederzeit wieder verlassen können, bleiben viele in dem einen oder anderen Ruby Town zurück. Und damit meine ich nicht die mehr als dreißig Schauspieler, die dieses errichtete Kunstdorf, ihre Bewohner und Geschichten acht Tage lang durchgehend am Leben halten. Sondern echte Menschen.

Mitten im Naturpark Schöneberger Südgelände, versteckt in der Lokhalle, hat der Bühnenbildner Thomas Bo Nilsson un-

Auch Sie dürfen Martha Rubin, die von Signa Sørensen selbst dargestellt wird, in der Kapelle anbeten und ihr opfern. Und Sie werden das Militär sehen, das für die Sicherheit und Überlebenschancen der Ruby-Städter zuständig ist und ohne Unterlass durchs Dorf patrouilliert.

Werden Sie beeindruckt sein, verzaubert, verunsichert? Nach Ansicht des zitty-Kritikers Dirk Pilz lebt „man in einem Roman“, für Barbara Burckhardt von der Zeitschrift Theater heute ist es eine „Parallelwelt“, für Dorothea Marcus von nachkritik.de ist es „eine Welt für sich“. Es „bleibt alles Spiel, die Grundsituation Science-Fiction“, schreibt Stefan Keim in der Welt, und Christian Bos vom Kölner Stadtanzeiger hat die Performance an ein „Computer-Rollenspiel“ erinnert.

Liebe Ruby-Town-Besucher, schauen Sie nach Ihrem Besuch ruhig mal auf eine Weltkarte. Hinter den verwaschenen Klamotten, der Armut, der Unterwürfigkeit, der Anbetung und Religiosität steckt keine Scheinwelt. Am Stadtrand von Santiago de Chile finden sich Verhältnisse wie diese, in Sao Paulo, La Paz ...

Sogar Signa Sørensen musste den Schauspielern, wenn sie sich über mangelnden Komfort beklagten, anfangs ins Bewusstsein rufen, dass es für den größten Teil der Weltbevölkerung völlig normal ist, so zu wohnen und zu leben. Die eigene Moral und kulturelle Überlegenheit mussten abgelegt werden. Hier geht es nicht um die Beurteilung der Charaktere oder um Figurenentwicklung etwa im Sinne einer Auflehnung gegen Glauben, Orakel und Hierarchie. „Ich will einfach verstehen, wie der Alltag einer solchen gläubigen und so strengen sozialen Regeln unterworfenen Gesell-

schaft funktioniert, und wie sie es schaffen, ihren Stolz unter so harten Bedingungen zu beschützen“, sagt die Regisseurin. Schon seit einigen Jahren sorgen die Performances der Installationskünstlerin Signa Sørensen (geboren 1975) und des Medienkünstlers Arthur Köstler (1972) für Aufmerksamkeit. Ihre bis zu 100 Stunden dauernden theatralen Installationen kann man definitiv zu den außergewöhnlichen Projekten im Theaterbereich zählen. „Die Erscheinungen der Martha Rubin“ am Schauspiel Köln war – nach Arbeiten in Meiningen und Bremen – ihre dritte Arbeit in Deutschland, gefolgt von der Psychiatrie-Simulation „The Dorine Chaikin Institute“ im Ballhaus Ost in Berlin. Auch in Dänemark, Schweden, Spanien und Argentinien waren schon Inszenierungen des Künstlerpaars zu sehen.

Manche Eindrücke aus Reisen kann man in „Martha Rubin“ wiederfinden. Den Heiligenkult etwa haben sie aus Lateinamerika mitgebracht, den Schönheitssalon aus Afrika. Aber auch persönliche Erfahrungen hat Signa Sørensen verarbeitet, wie ihre wahrsagende, dänische Großmutter.

Eine Eintrittskarte zu „Die Erscheinungen der Martha Rubin“ berechtigt zu einem bis zu zwölfstündigen Aufenthalt in der Lokhalle. In dieser Zeit kann man sich einleben, sich ausliefern und wird sicher nicht nur Angenehmes erleben. „Nur wenn der Zuschauer mit einer Wirklichkeit konfrontiert wird, die nicht nur paradiesisch ist, wird er Teil dieser Welt“, sagt Signa Sørensen. Und vielleicht bringen Sie, lieber Ruby-Town-Besucher, von dieser Theaterreise ja richtige Erfahrungen mit zurück nach Berlin.



Offene Türen in Ruby Town – in der Containerstadt von SIGNA können sich die Zuschauer provozieren oder frisieren lassen. Foto: Claire Laude Schulte-Heuthaus

TERMINE

Die Erscheinungen der Martha Rubin

Eine Nonstop-Performance-Installation von SIGNA
Konzept und Regie
Signa Sørensen
Fr 02. Mai 18 Uhr nonstop
bis Sa 10. Mai 18 Uhr
Lokhalle – Natur-Park
Schöneberger Südgelände
Kartenverkauf nur Kasse Lokhalle
Maximale Besuchsdauer 12 h
Aktuelle Wartezeiten zu erfahren
ab 02. Mai 16 Uhr unter der
Hotline 0170 / 57 81 503
Wetterfeste Kleidung erbeten
Publikumsgespräch
Mo 12. Mai 17 Uhr
Haus der Berliner Festspiele

Online-Tagebuch

der Festivalzeitung unter
www.festivalzeitung.de

ter Anweisung der Performance-Gruppe Signa, die aus der Dänin Signa Sørensen und dem Österreicher Arthur Köstler besteht, noch einmal das Dorf für „Die Erscheinungen der Martha Rubin“ aufgebaut. Noch einmal, denn die Nonstop-Performance-Installation eröffnete im letzten Herbst die Intendanz von Karin Beier am Schauspiel Köln. Eine Wiederaufnahme hat Signa Sørensen nicht nur vom Bühnenaufwand her, sondern auch inhaltlich für ausgeschlossen gehalten.

„Als die Einladung zum Theatertreffen kam, musste ich lange nachdenken, wie ich die Geschichte fortschreiben könnte“, sagt sie und zündet sich vor der Lokhalle eine Zigarette an, um während des Interviews, acht Tage vor der zweiten Eröffnung, eine Pause einzulegen. In der Zeitrechnung des Dorfes sind jetzt eineinhalb Jahre vergangen, das Berliner Publikum wird eine neue Gegenwart erleben.

Die Grundsituation jedoch ist die gleiche. Noch einmal wird zwischen den 25 Baracken und heruntergekommenen Wohnwagen der Geruch nach Altem in der Luft hängen. Noch einmal werden altmodische, abgewetzte Möbel und uralte Elektrogeräte vor abgeblättern Tapeten liebevoll mit Plastikblumen dekoriert und vergilbte Spitzengardinen aufgehängt. Ein komplett funktionierendes, detailreich gestaltetes Dorf, dessen Bewohner bis zur Unterwäsche authentisch ausgestattet sind. Noch einmal dürfen Sie, liebe Besucher, Ruby Town betreten, welches im Niemandsland liegt, zwischen dem armen Südstaat und dem reichen Nordstaat. Um Sie herum wird wieder Wasser geschleppt, Kleidung von Hand gewaschen und eine gewisse Martha Rubin, das menschliche Orakel, von deren Verkündigungen sich das Dorf die Erlösung erhofft, kultisch verehrt.

Sie können mit den Bewohnern das dürftige Essen teilen, sich mit ihnen unterhalten oder sogar bei ihnen übernachten.

Heul doch!

Authentizität liegt wieder im Trend. Mit dem Schauspielertheater kehren Werte des 18. Jahrhunderts auf die Bühne zurück / Von Sarah Heppekausen

Sie durchleben Tragödien, lieben und töten einander, schreien sich die Seele aus dem Leib, sie entblößen sich vor uns, bringen uns zum Lachen, manchmal sogar zum Weinen: Schauspieler sind die augenscheinlichen Helden einer Theaterinszenierung. Lange Zeit standen sie hinter auftrumpfenden Regiekonzepten zurück. Jetzt rücken sie offensichtlich wieder ins Zentrum des Bühnengeschehens.

Das legen zumindest die Kritiken und Jurybewertungen zu den ausgewählten Inszenierungen des diesjährigen Theatertreffens nahe: In Michael Thalheimers „Ratten“ spielen die Schauspieler nach Ansicht von Jurymitglied Eva Behrendt unter

„Gefühlshochdruck, der hinter den offenen Mündern und aufgerissenen Augen steht“, Jürgen Goschs Inszenierung von „Onkel Wanja“ besticht durch die „spielerische Intensität“, die Matthias Heine von der Welt sogar zu Tränen rührte. Und Armin Petras' Bühnenadaption des Schleichers Romans „Gertrud“ wurde für Dieter Bartz von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung durch die Handwerkskunst der Schauspielerinnen zum Erlebnis.

Die Rede ist von Wahrhaftigkeit, Pathos, Mitfühlstücken, von der Rückkehr des Virtuositums und des Schauspielertheaters. Hier kommen klassische Begriffe des bürgerlichen Theaters wieder ans Tageslicht, die wohl nie ganz von der Bühne verschwunden, aber doch tief in der hintersten Ecke des Fundus vergraben waren. Begriffe, die im 18. Jahrhundert aufkeimten, als der Schauspieler endlich als vollwertiger Künstler akzeptiert wurde.

Es war Lessing, der von seinen Darstellern verlangte, die Na-

*Auch wir haben ein Regelkorsett,
das uns langsam die Luft abschnürt.*

und Regisseure, die ihren Schauspielern offenbar wieder mehr Überzeugungskraft zutrauen. Weniger Neu-Übersetzung, weniger Performance, dafür mehr psychologische Menschenporträts – so scheint der aktuelle Kurs zu sein. Schließt diese Rückkehr zum Schauspielertheater kategorisch die Abkehr vom Regietheater ein? Keineswegs, denn auch die Entscheidung eines Regisseurs, seine Schauspieler mit Wort-für-Wort-Inszenierungen klassischer Texte und stringenten Figurenentwicklungen wieder mehr in den Vordergrund zu rücken, ist ein Regiekonzept.

Mit Simon Stephens „Pornographie“ gibt es in diesem Jahr nur ein zeitgenössisches Stück beim Theatertreffen. Taugen Klassiker besser zu Menschenstudien? Oder sind es vergleichbare gesellschaftliche Bedingungen, die die ästhetischen Entscheidungen erklärbar machen? Ein Gegenentwurf zum strengen, klassizistischen Regelkanon des französischen Theaters trieb die Theatermacher am Ende des 18. Jahrhunderts an: Natürlichkeit statt starrer Formen war ihre Forderung. Ab jetzt sollten gewöhnliche, alltägliche Menschen auf der Bühne nachgeahmt werden, in denen sich der Zuschauer wiedererkennen konnte, letztendlich um ein besserer Bürger zu werden. Auch wir haben unser Regelkorsett, das uns langsam die Luft abschnürt. Das im Poptheater vielfach angewandte Moment der Überzeichnung lässt jegliches Gefühl auf der Bühne zu einem Zitat verkommen. Und mit Kampagnen wie „Du bist Deutschland“, „Sei Berlin“ oder „Ruhr hoch n – Team-Work-Capital“ – zwingt der Alltag das Ich in Kollektive, in denen es sich selbst verliert. Die Rückkehr authentischer Affekte kann

da befreiend wirken. Wahrhaftige Menschen auf der Bühne, die uns etwas über uns selbst erzählen können: Schiller, gib uns das Individuum zurück!

Auch ein weiterer Trend lässt sich als Wiederentdeckung typischer Theaterwerte des 18. Jahrhunderts verstehen: das so genannte Spezialisten- oder dokumentarische Theater. Nicht nur die Gruppe Rimini-Protokoll, die 2006 zum Theatertreffen eingeladen war, beeindruckt mit ihrem Kunstgriff, Menschen des Alltags auf die Bühne zu holen. Am Schauspiel Essen etwa stehen immer mehr Stücke auf dem Spiel-



Gebt uns das Ich zurück! Und auch den Augenblick: Schriftinstallation vor dem Deutschen Theater Berlin.

Foto: Claire Laude Schulte-Heuthaus

plan, in denen Nicht-Profis ihre eigenen Geschichten erzählen: Flüchtlinge, Senioren, Auswanderer-Familien oder Jugendliche.

„Echter“ geht es wohl kaum, wobei die Authentizität hier nicht im Affektiven, sondern im Stofflichen liegt. Hier entsteht keine Illusion durch ein handwerklich perfekt nachgeahmtes Schauspiel, aber der Zweck ist derselbe wie schon zu Lessings Zeit: Konfrontation mit der uns umgebenden, wirklichen Welt. Mit einer Welt, die uns berührt. Authentizität ist gefragt, sei es in Form virtuoser Schauspieler oder persönlicher Alltags-Spezialisten. Erfahrbares Theater, das den Zuschauer auf sich selbst zurückwirft: Damit sind wir ganz nah am 18. Jahrhundert und mittendrin in der Gegenwart.

Sarah Heppekausen, geboren 1978 in Bochum, studierte Philosophie, Theaterwissenschaft und Germanistik. In ihrer Doktorarbeit beschäftigt sie sich mit philosophischen Theorien der Schauspielkunst. Sie hospitierte am Schauspielhaus Bochum und schreibt für die WAZ.

TERMINE

Nachtmusik

Panda
Punkrock aus Berlin
mit Anna Fischer
Sa 03. Mai 23 Uhr
Haus der Berliner Festspiele
Kassenhalle

Diskussion I

Staat Macht Moral –
Auf der Suche nach
Strippenziehern
Mit Jan Bosse, Rainer Erlinger,
Heiner Geißler, Jürgen Trittin
Moderation Tina Mendelsohn
So 04. Mai 17 Uhr
Haus der Berliner Festspiele
spiegelBAR

Fotoschau

Erika Rabaus Theatertreffen
Fr 02. bis So 18. Mai
jeweils ab 1h vor
Vorstellungsbeginn
Haus der Berliner Festspiele
Oberes Foyer

Stückemarkt-Hörtheater

Plus Null Komma Fünf Windstill
von Maria Kilpi
Preisträgerin Förderpreis für neue
Dramatik des tt Stückemarktes
2007
Regie Christiane Ohaus
So 04. Mai 21.30 Uhr
Haus der Berliner Festspiele
spiegelBAR

Einmal bin ich umgekippt

Kennen wir ja, die Rede von Parallel-, Unter- und anderen Schichten. Aber Theater will für alle da sein. Also haben Carmen Eller und Herwig Lewy auf den Straßen gefragt – Was ist für Sie Theater? Und so ist die Stimmung zwischen Hermannplatz und Hackescher Markt:

Theater ist fordernd, Fernsehen ist Zerstreuung. (Steffen, 33) – In Griechenland besteht die eine Hälfte der Bevölkerung aus Schauspielern, die andere führt Regie. (Jannis, 41) – Vor der Wende wusste man, was es gibt durch die Mund-zu-Mund-Propaganda. Seit der Wende ist der Austausch weg. Für mich ist Theater zu teuer geworden. Ich lese nur noch die Kritiken. (Dagmar, 58) – Theater ist Theater. Ich habe damit nicht so viel Erfahrung. (Susanne, 24) – Ich studiere Theaterwissenschaft. (Nastaran, 25) – Theater gehört zur Bildung eines jeden Mitteleuropäers. Es muss den Zeitgeist wiedergeben und Gegenwartsthemen aufgreifen. Ich mag nicht, wenn dort bunte Massen miteinander kopulieren. (Wolfgang, 60) – Ich finde Theater spannend, wenn es etwas mit mir zu tun hat oder mit dem Hier und Jetzt. Es ist toll, wenn viele Geräusche dabei sind. (Frank, 41) – Im Vergleich zum Film ist Theater einfach langweilig. (Samuel, 22) – Theater hilft mir, Menschen besser zu verstehen. (Patrick, 23) – Als Studentin habe ich Theater gespielt. Ins Theater kann ich heute nicht mehr, aber das ist eine Preisfrage. (Lisa, 45) – Muss ich jetzt eine Definition geben? Dann sage ich mal: eine ästhetische Darstellung des Geistes. (Govinda, 32) – Freude, Entspannung und neue Eindrücke sammeln. (Claudia, 25) – In Berlin bin ich noch nicht ins Theater gegangen. Ich habe Angst, dass ich nichts verstehe. (Marine, 21) – Theater ist für mich eine Form

der Erholung und eine Art und Weise, etwas über das Leben zu lernen. (Pedro, 36) – Ich arbeite recht viel und habe nicht wirklich Zeit ins Theater zu gehen. (Anika, 24) – Im Moment muss ich einkaufen gehen, aber sonst ist es nettes Kurzweil. (Birgit, 55) – Theater finde ich gut, aber ich nutze es selten. (Siegfried, 66) – Volksnah ist Theater heute nicht mehr. (Horst, 59) – Seitdem mein Kind da ist, gehe ich nicht mehr so viel ins Theater. Das ist eine Zeitsache. (Nadine, 32) – Die engen Räume ertrage ich nicht mehr. Einmal bin ich umgekippt, dann wurde ich ins Krankenhaus gefahren. (Gerda, 76) – Theater eröffnet neue Welten. Ich bin fasziniert von Körper und Bewegung und mag den Tanz. Fehlt die Sprache, dann sind die anderen Ausdrucksformen gefordert. (Christina, 24) – Können wir uns mit der kleinen Rente nicht mehr leisten. (Rosemarie, 63) – Ich habe nicht einmal mehr für das Kino Zeit. In der Grundschule waren wir im Theater. Dort haben wir gelacht, weil etwas Witziges dabei war. (Döndü, 28) – Kein Interesse habe ich gesagt, okay? (Anonym) – Ein Spiegel des Lebens. Auf der Bühne gibt es die Tragödie. Im Saal die Zuschauer. Dazwischen steht die Kritik. (Susana, 42) – Theater versucht, mit Gestik Gefühle auszudrücken und gesellschaftliche Probleme und Konflikte zu behandeln. (Huan, 34) – Das hier ist Theater. Wir sind Schauspieler, du bist Schauspieler. (Ciccotto, 36) – Eine wunderbare Freizeitbeschäftigung.

(Nora, 20) – Theater ist eine Sache, die man nebenher macht. Ein Spaß zwischendurch. (Jasmin, 14) – Theater ist wie Film, aber kürzer. (Nga, 50) – Freude, Entspannung und neue Eindrücke. (Claudia, 25) – Theater ist wie Wasser. Es verändert sich wie die Gedanken der Menschen. Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen. (Jannis, 43) – Das Leben ist ein großes Theater. (Pjotr, 43) – Sehr viel: Bildung, Kultur, Entspannung. Ich brauche das als Ausgleich, weil ich so viel arbeiten muss. Gäbe es das nicht mehr, es wäre furchtbar für mich. (Jeanette, 65) – Ich bin kein Fan davon. (Torsten, 29).

Und was ist für Sie Theater? Kommentieren Sie unter: www.festivalzeitung.de



Stadt und Theater: Parallele Welten? Foto: Claire Laude Schulte-Heuthaus

IMPRESSUM

tt festivalzeitung
Das Blatt zum Theatertreffen

Ein Projekt der Berliner Festspiele zur Förderung des Kulturjournalismus in Kooperation mit der Berliner Zeitung, im Rahmen des Theatertreffens vom 2. bis 18. Mai 2008.

Herausgeber
Berliner Festspiele – ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH,
Schaperstraße 24, 10719 Berlin
Intendant: Prof. Dr. Joachim Sartorius
Kaufmännischer Geschäftsführer: Dr. Thomas Köstlin
Projektleiterin: Silvia Schober, Assistentin: Miriam Wehde

In Kooperation mit
Berliner Verlag GmbH & Co KG
Berliner Zeitung, Karl-Liebknecht-Str. 29, 10178 Berlin

Redaktionsteam
Carmen Eller (Moskau), Krisztián Faluhelyi (Budapest)
Ilona Goyeneche (Santiago de Chile),
Sarah Heppekausen (Bochum), Herwig Lewy (Leipzig),
Mounia Meiborg (Berlin),
Claire Laude Schulte-Heuthaus, Fotos (Berlin)

Redaktionsleitung
Torsten Harmsen (ViSdP), Dr. Petra Kohse (Mentorin)
Stephan Lammel (Layout)

Redaktionsadresse
Berliner Verlag GmbH & Co KG
Berliner Zeitung, Karl-Liebknecht-Str. 29, 10178 Berlin

Internet: www.festivalzeitung.de

Herzlichen Dank an
Joachim Sartorius (Intendant Berliner Festspiele) und Iris Laufenberg (Leiterin Theatertreffen), Jagoda Engelbrecht (Presse) und Frank Giesker (Onlineausgabe), das tt Team und Gute Gestaltung (Graphik)



Die Festivalzeitung wird gefördert durch

Mit freundlicher Unterstützung durch

Das Theatertreffen wird gefördert durch

Berliner Festspiele

